

„Umänderung der Denkart“ Mission angesichts forciertes Säkularität

DE

1/3

*Prof. Dr. Eberhard Tiefensee - Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt -
Lehrstuhl für Philosophie - <http://www.uni-erfurt.de/philtheol>*

3. Juli 2017

Impuls auf dem Empfang des Leipziger Missionswerkes anlässlich der 26. Generalversammlung „Lebendiger Gott, erneuere und verwandle uns“ der Weltgemeinschaft reformierter Kirchen in Leipzig am 3. Juli 2017

© Alle Rechte beim Autor - Abdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung! - Es gilt das gesprochene Wort!

1. Angesichts einer, seiner Meinung nach, festgefahrenen Metaphysik forderte Immanuel Kant eine „Umänderung der Denkart“¹ (KrV B xvi). Er verglich diese mit der revolutionierenden Lösung des Kopernikus. Der hatte vorgeschlagen, die Plätze zu tauschen: aus den Himmelsbewegungen Stillstand und aus der stillstehenden Erde einen sich drehenden Beobachter zu machen. Vielleicht sind wir kirchlicherseits zu einer solchen kopernikanischen Wende aufgefordert, wenn wir die geringen missionarischen Erfolge im säkularisierten Westeuropa betrachten, im derzeitigen „Katastrophengebiet für die Kirchen“ (Peter L. Berger). Beispielsweise wird Rechtfertigung von den Christen mit Paulus als Rechtfertigung des Sünders vor Gott verstanden. Seit dem Erdbeben von Lissabon 1755 hat sich das Verhältnis umgekehrt: Gott muss sich nun vor den Menschen rechtfertigen. Die schwer zu beantwortende Theodizee-Frage, die immer wieder auch von unseren atheistischen Brüdern und Schwestern gestellt wird, ist eine solche kopernikanische Wende. Oder: Papst Franziskus forderte die Kirche auf, an die gesellschaftlichen Ränder zu gehen. Es wäre zu überlegen, ob nicht diese Ränder eigentlich das Zentrum sind, findet sich doch Christus bei den Geringsten (Mt 25,40). Die Kirche würde entsprechend am Rand stehen.

Wie könnte eine kopernikanische Wende hinsichtlich der Mission aussehen? Mission wird von vielen als eine Art Magnetismus verstanden („Christen einwerben“). Aber schon vom Wort her ist sie eigentlich zentrifugal („Sendung“) – impulsgebend, an- und aufregend. Das wird Ihnen nicht neu sein. Aber, so „umgekehrt“, müsste sie explorativ, also erforschend auftreten (Apg 17,17.22), wie ein in der englischen Literatur oft zitierter pädagogischer Grundsatz lautet: „To teach John Latin, it is not enough to know Latin; you have also to know John.“ Kennt die christliche Mission ihren säkularen „John“ wirklich? Ist sie neugierig auf ihn?

2. Ich bin in dieser Stadt aufgewachsen, d.h. in einer „doppelten Diaspora“ sozialisiert, die bis in meine familiären Konstellationen hineinreicht. Zwei meiner Großeltern waren evangelisch, gehörten aber schon vor dem zweiten Weltkrieg keiner Kirche mehr an. Mein Vater war zwar getauft, aber nicht konfirmiert. Meine andere Großmutter stammte aus einer tief protestantischen Familie, die entsetzt war, weil sie einen Katholiken, meinen Großvater, heiratete. „Doppelte Diaspora“ meint: konfessionell in einer katholischen Minderheit inmitten eines protestantisch geprägten Umfeldes zu leben, das jedoch in Ostdeutschland wiederum eine christliche Minderheit im vornehmlich atheistischen – oder besser: religiös indifferenten – Umfeld bildet. „Forciert“ muss man die Säkularität nennen, weil sich in dieser Region zwei Tendenzen treffen: erstens die kulturelle Säkularisierung Westeuropas mit allen bekannten Konsequenzen; zweitens die von der Sowjetunion in ihren Satellitenstaaten betriebene politische Säkularisierung. Letztere bestand aus einer Strategie der Ausgrenzung oder sogar Verfolgung von Christen und Kirchen. (Ich konnte deshalb als aktiver Katholik keine weiterführende Schule zum Abitur besuchen, sondern musste es auf Umwegen erlangen.) Diese Strategie knüpfte nahtlos an die Kirchenfeindlichkeit des Nationalsozialismus bis 1945 an. Hinzu kam eine atheistische Propaganda, welche den Kirchenkampf der deutschen Sozialdemokratie des 19. Jahrhunderts fortsetzte. Noch heute vollziehen die Jugendlichen

¹ engl.: „the change in the ways of thinking“

in dieser Region mehrheitlich den „rite de passage“ zum Erwachsenenalter nicht durch Konfirmation oder Firmung, sondern durch die aus dem 19. Jahrhundert stammende säkulare Jugendweihe. Die Folgen der forcierten Säkularität sind tiefgreifend, weil über mehrere Generationen gewachsen. In vielen hiesigen Familien sind die zuletzt Getauften, aber schon nicht mehr Konfirmierten oder Gefirmten die Großeltern. Es ist eine Art „Volksatheismus“: Man ist „ganz normal“ konfessionslos, ohne deshalb eine Entscheidung treffen zu müssen. So wie andernorts Menschen „ganz normal“ katholisch, protestantisch, reformiert oder muslimisch sind.

Alle Statistiken zeigen, dass Ostdeutschland – zusammen mit Böhmen – weltweit eine Ausnahme bildet. Noch nie in ihrer ganzen 2000jährigen Geschichte traf die christliche Botschaft auf ein so großflächiges, Stadt und Land umfassendes säkularisiertes Umfeld, sondern bisher immer auf irgendeine andere Religion. Diese Ausnahmesituation war vielen missionarischen Aktivitäten, die nach 1989 von außen kamen, nicht bewusst: Ihre gut gemeinten Bemühungen trafen weitgehend mehr noch auf Verwunderung als auf Ablehnung und liefen ins Leere. Zwei Missionare der Mormonen sollen damals, so wurde erzählt, einem evangelischen Jugenddiakon mitten auf der Straße um den Hals gefallen sein, weil er der erste war, der überhaupt verstand, wovon sie redeten.

3. Also noch einmal: Kennt die christliche Mission ihren säkularen „John“ wirklich? Ist sie neugierig auf ihn? Die Gottesfrage ist für diesen „John“ so uninteressant, dass man ihn kaum als Atheisten bezeichnen kann und ihn deshalb wahlweise zu den „Agnostikern“, „Konfessionslosen“ (mit Linda Woodhead: „Nones“) oder „religiös Indifferenten“ zählt. Er selbst würde sich wahrscheinlich als „humanistisch“ oder „religionsfrei“ bezeichnen – wenn solche Differenzierungen überhaupt für ihn relevant sind. Er wundert sich über diejenigen, die für ihre Lebensgestaltung immer noch einen Gott brauchen, demonstriert er doch, dass man auch ohne Gott anständig und sozial engagiert leben kann und existentielle Krisen besteht. (Wie macht er das eigentlich? Not lehrt ihn nicht beten.) Es gibt die schon erwähnte Jugendweihe, standesamtliche Trauungen und weltliche Beerdigungen. Wozu also Religion? Wozu Christentum? Dass es so etwas gibt, ist ihm aufgrund der täglichen Nachrichten bekannt. Aber existentiell berührt ihn diese Thematik ebenso wenig, wie sich junge Leute von einer Reklame für Treppenlifts angesprochen fühlen.

4. Wer sich missionarisch in unübersichtliche Regionen begibt, ist auf Scouts angewiesen, welche die Pfade suchen und finden. Man kann grob drei Gruppen benennen: Wie im Fall der Spezialsorge sind es erstens die Menschen, welche die Kirche selbst sendet – in die Krankenhäuser, Gefängnisse, Kasernen und die anderen Missionsgebiete. Sie sind – mehr oder minder mit entsprechenden Kompetenzen ausgestattet – unterwegs, um den Glauben vorzuschlagen („Proposer la foi“), wie es die französischen Bischöfe 1996 treffend formulierten. Ob dabei dann etwas für „die Kirche“ selbst herauspringt, ist nicht ihre, sondern Gottes Sache: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.“ (Mt 10,8) Kopernikanische Wende heißt hier, die Authentizitätsfrage zu stellen: „Würden wir es auch tun, wenn es uns nichts bringt?“ – Die bisher für „normal“ angesehene Gemeindegemeinschaft dient dann hauptsächlich der Zurüstung derer, die auf den Weg geschickt werden, wie die Schlussformel jeder katholischen Eucharistiefeyer verdeutlicht: *Ite, missa est*. Entweder sollen sie den Scouts nachfolgen, die schon in den diversen Milieus und Problemzonen der pluralistischen Gesellschaft unterwegs sind, oder sie sollen selbst die ersten werden, die in die bisher unzugängliche terra incognita vordringen.

5. Für diese – oft der Kirche noch oder wieder verschlossenen – Territorien ist nun die zweite Gruppe wichtig. Es sind die Scouts, welche die Kirche ohne ausdrücklichen kirchlichen Sendungsauftrag verlassen haben, d.h. „ausgetreten“ oder „distanziert“ sind. Stehen sie vielleicht unter einem geheim bleibenden Befehl des Heiligen Geistes – der Stimme ihres Gewissens gehorchend, dem Druck der Verhältnisse folgend, einen alternativen Lebensweg suchend? Sie sind mehr oder weniger kirchlich sozialisiert (Religionsunterricht, Sakramente) – sogar wenn ihnen diese Vergangenheit zuweilen wie ein beschwerlicher Rucksack vorkommt, den sie am liebsten abwerfen würden. Teresa von Avila, Zeitgenossin der Reformation, hat sie schemenhaft zu sehen bekommen: „Selbst wenn also jemand den begonnene Weg später wieder verlässt, würde er doch auf der kurzen Strecke, die er gegangen ist, so viel Licht gewinnen, dass er damit in seinem künftigen Leben besser vorankäme. [...] Denn das wirkliche Gut kann nie etwas Schlechtes bewirken.“ (Weg der Vollkommenheit, Kap. 20) Könnten also nicht auch sie Gesendete sein: für und zusammen mit IHM, dem großen Unbekannten und oft nicht Spürbaren an ihrer Seite (Lk 24,16)?

Auf jeden Fall siedeln die Scouts der zweiten Gruppe nun oft in solchen Regionen, in denen viele der zur ersten Gruppe Gehörenden nicht mehr oder noch nicht akzeptiert werden, weil diese ein schwer verständliches „Kirchisch“ sprechen (oder um es drastisch und auf „katholisch“ zu sagen: weil sie noch zu sehr nach Weihrauch riechen). Jene aber sind dort inzwischen zu Hause und anerkannt. Schon einige wenige der so Ausgestreuten machen die vielen ins Leere laufenden Versuche der Kirche, „wieder Einfluss zu gewinnen“, wett, wenn sie – vom Evangelium

immerhin „kontaminiert“ und sozusagen „undercover“ – Frucht bringen (Lk 8,8; 10,1). – Die Kirche muss auch zu diesen Scouts Kontakt halten und darf sie keinesfalls abschreiben: Sie muss deren Wissen abrufen, ihnen die Karten, auf denen die Wege und Sackgassen und Hindernisse verzeichnet sind, ihre Berichte über unverständliche Bräuche und schwer nachvollziehbare Gedankenwelten abfordern (1 Thess 5,21). Wahrscheinlich darf nicht „die Kirche“ als solche, sondern müssen einzelne sie begleiten, ohne sie zu gängeln, müssen sie ermutigen und stärken und immer wieder auch sorgsam-einfühlsam auf mögliche Gefahren aufmerksam machen. Vielleicht kommen sie zurück – wahrscheinlich ist das allerdings nicht! Gesendet ohne Wiederkehr, verdeutlichen sie einen wichtigen biblischen Aspekt der Berufung: Abraham, Moses, Petrus, Paulus ... , keiner kehrte an seinen Ausgangspunkt zurück, ja er durfte es nicht (Gen 24,8b). Wie die Samenkörner, welcher der Sämann hinausschleudert, auch nicht zurückkehren. (Während die im Sack verbliebenen Körner den Eindruck haben: „Die sind weg, und wir werden immer weniger!“) Und wenn die Zeit reif ist, muss die Kirche ihnen folgen (Apg 18,10b).

6. Nicht zuletzt wäre die Kirche drittens wohl beraten, sich von den Scouts informieren („in Form bringen“) zu lassen, die wie „John“ als „die Anderen“ von außen auf sie zukommen – aus den Erfahrungsbereichen ihrer Kultur und verschiedenen Lebensoptionen heraus. Ob mit offenem Visier oder ablehnend bis feindlich gesinnt, darf zunächst nicht irritieren, sind es doch oft die Fremdprophetien, welche die Kirche ihr Eigenes entdecken ließen (man denke an die Ökologie und besonders an die Menschenrechtsfrage). Gerade hinsichtlich der gängigen Defizitunterstellungen bezüglich der A-Theisten und Konfessionslosen (schon die negierende Wortwahl ist hier verräterisch) wäre also ein Tausch der Plätze anzudenken: Was sagen sie uns – und Er durch sie –, was wir ohne sie nicht wissen können? Das erfordert eine kopernikanische Wende in der Missionspraxis, die sich an den Erfahrungen der innerchristlichen Ökumene („Ökumene der ersten Art“) orientiert und Einsichten aus dem interreligiösen Dialog („Ökumene der zweiten Art“) einbezieht: Wir brauchen mit den Konfessionslosen eine „Ökumene der dritten Art“².

Dieses Modell hier weiterzuentwickeln, ist nicht der Ort und die Zeit. Aber wer die Wege und Umwege der letzten Jahrhunderte in der „Ökumene der ersten Art“ – zwischen den christlichen Kirchen – intensiv beobachtet hat, wird ahnen, was gemeint ist: Es geht nicht darum, den jeweils anderen auf die eigene Seite zu ziehen, sondern gemeinsam einen Weg in eine Konstellation zu finden, die unter eschatologischem Vorbehalt steht. Das heißt, dass „die letzten Antworten“ nicht bei den Kontrahenten liegen. Wir nennen es „Reich Gottes“. Philosophen würden sagen: „Veritas semper maior“ (vgl. 1 Kor 13,9). Selbstverständlich ist das nicht dagegen gesagt, dass Menschen „sich bekehren“, d.h. „konvertieren“ und sich taufen lassen. Aber die vorrangige Zielstellung ist eine andere: Wir benötigen alle Kräfte und Fähigkeiten aller christlichen und nichtchristlichen Traditionen und aller Lebensoptionen, seien sie atheistisch oder religiös indifferent, um den einen Leib Christi mit seinen völlig unterschiedlichen Gliedern Wirklichkeit werden zu lassen (1 Kor 12,12-30). So setzen wir in IHM und mit IHM seine Sendung, die Sendung des Vaters, in unsere Welt und Zeit hinein fort. Das ist eigentlich „Mission“. Christen sind hier das Salz, das Gewürz, das sich im großen Ganzen auflöst, aber dabei seine Aufgabe erfüllt.

7. Drei Beispiele einer solchen „Ökumene der dritten Art“ seien zum Schluss angedeutet. Ich beschränke mich auf den liturgischen Bereich, der ja in der Ökumene jeder Art immer problematisch ist: Bekanntlich haben die Friedensgebete 1989 zur Friedlichen Revolution in dieser Stadt geführt. Es waren ökumenische Gottesdienste mit Atheisten und religiös Indifferenten. Man beachte: Es waren Gottesdienste mit ihnen, nicht für sie, d.h. zusammen mit ihnen konzipiert und gestaltet. In einem mühseligen Prozess wurden Formen gefunden, in denen sich alle Beteiligten beheimaten konnten. Die Folgen sind bekannt: Keine Steigerung der Taufzahlen! Aber das unblutige Ende eines menschenverachtenden Regimes. – Ein zweites Beispiel: Wenige Meter von hier ist die Anatomie der Medizinischen Fakultät. Eine Professorin regte an, diejenigen, die ihren Körper zur Verfügung gestellt hatten, würdig zu verabschieden und dazu deren Angehörige einzuladen. Die meisten Studierenden und Angehörigen waren keine Christen, und doch wurde eine angemessene Form für diese Feier gefunden. Inzwischen wird diese Art von Gedenkfeier in vielen medizinischen Fakultäten praktiziert. – Ein letztes Beispiel: Nach dem Amoklauf am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt im April 2012 fand eine Gedenkfeier auf dem zentralen Domplatz statt. Zehntausende nahmen Abschied von den Toten. Das Gymnasium war eine kommunale Einrichtung, keine kirchliche, und doch konnte eine Form gefunden werden, die allen gerecht wurde, was immer sie glaubten oder nicht. Meine Theologische Fakultät in Erfurt hat ein eigenes Projekt gestartet, welches das Potential dieser und anderer „desaster liturgies“ erforscht.

Das alles gelingt, wenn die verschiedenen Kompetenzen und Traditionen – die verschiedenen Charismen – zusammenfinden, wenn gegenseitig Respekt herrscht und vor allem: wenn die Bereitschaft vorhanden ist, sich auch selbst dabei zu verändern. Nicht nur die anderen, alle müssen sich bewegen – auch wir. Man mag es eine kopernikanische Wende nennen – oder auch: meta-noia, Größer-Denken (Mk 1,15), „Umänderung der Denkart“.

² engl.: „Ecumenism of the Third Kind“